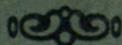


19 678

Durch den Kaukasus,
Armenien
und das Wolgagebiet

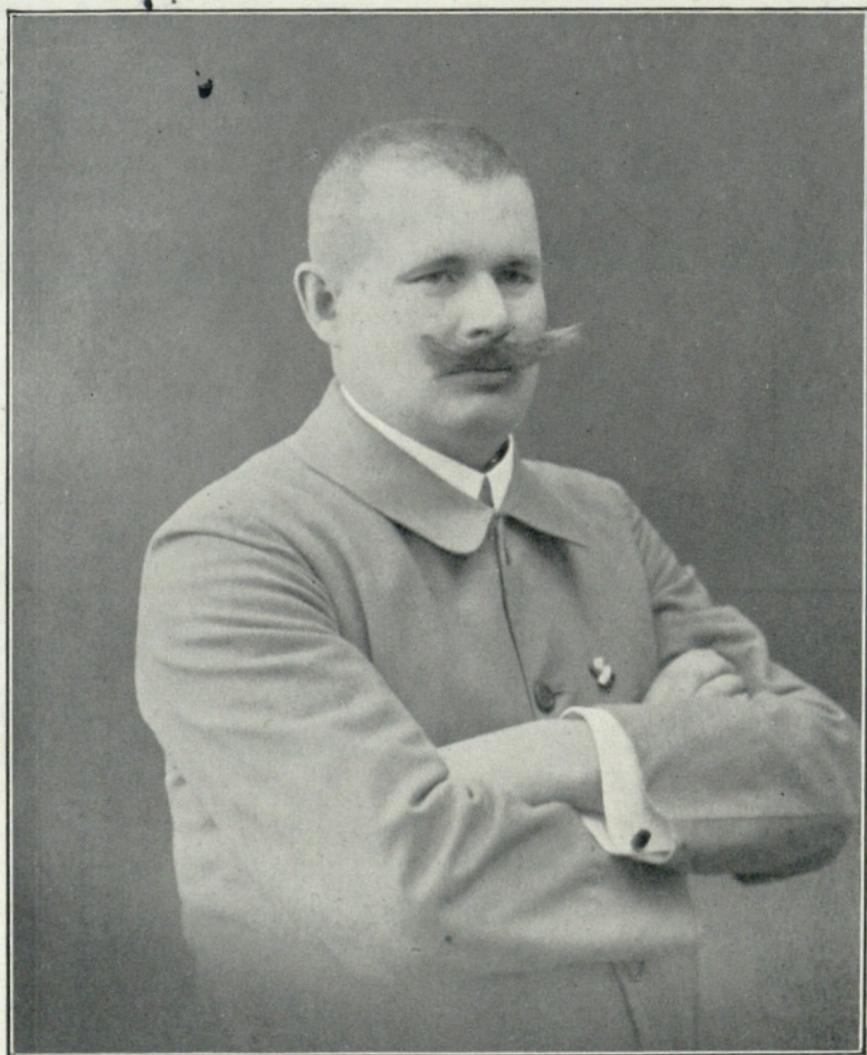
von Professor Dr. Friedr. Fedde,
Dahlem b. Berlin



Sonderabdruck aus:
„Burschen heraus!“
Akademische Turnbundsblätter.

Druck: Albert Lüdtké, Berlin SW. 29.

sb.
11
9.



Friedrich Fedde

Rsb. As. 11

D. freigelegenen Bataillon Können auf einer

lang gepostet

Posen, 1925.

*für
Langhans*

**Durch den Kaukasus,
Armenien
und das Wolgagebiet**

von Professor Dr. Friedr. Fedde,
(Ak. UCV Breslau, Sago-Silesta, Märker.)



Sonderabdruck aus:
„Burschen heraus!“
Akademische Turnbundsblätter.



**Rsb.
As. 11.**

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773

Wa5167857

*lit. podziemie
2. s. 12*

9

pub

10-



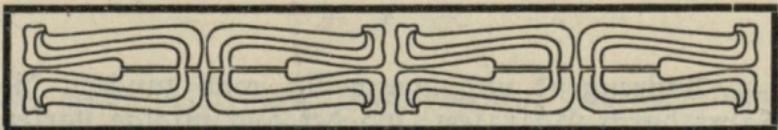
19678



NH-68274

N-2563127

Acc. 1931. 228.



Wenn irgend eine Reise unter ungünstigen Vorzeichen angetreten wurde, so war es diese. Krankheit in der Familie verzögerte meine Abreise um mehrere Tage, sodaß ich der Expedition, der ich mich eigentlich in Krakau anschließen sollte, in beschleunigtem Tempo nachfahren mußte, um sie mit knapper Not an den östlichen Gestaden des Schwarzen Meeres nach achttägiger ununterbrochener Fahrt einzuholen. Auch ging kurz vor meiner Abreise durch die Zeitungen eine Notiz, daß gerade in den breiteren Volksschichten Rußlands der Haß gegen die Deutschen schlimmer sei als je, nicht gerade eine Aufmunterung für jemanden, der ohne die mindeste Ahnung der Landessprache allein eine so weite Reise machen sollte wie ich. Ich kann wohl aber im voraus bemerken, daß ich überall sehr angenehm enttäuscht wurde; wo ich einen Wunsch aussprach, wurde er mir in der lebenswürdigsten Weise erfüllt, ob die betreffenden Leute nun deutsch verstanden oder nicht; konnten sie aber deutsch, dann wichen sie mir nicht von der Seite, bevor sie nicht gesehen hatten, daß ich das erreicht hatte, wonach ich Verlangen trug. Auch die russischen Behörden, deren Unterstützung wir uns in weitgehendstem Maße erfreuten, kann ich nur das höchste Lob aussprechen; sie taten, was sie konnten, und es ist ganz zweifellos, daß wir ohne ihre Hülfe die Reise nicht hätten so durchführen können, wie das vorgeesehen war.

Anstrengend und langweilig war zunächst die Fahrt durch Galizien, wo der Zug infolge starken Lokalverkehrs andauernd überfüllt war; insbesondere fielen mir die vielen österreichischen Offiziere auf, die die Langweiligkeit der östlichen Garnisonen offenbar durch vieles Hin- und Herreisen zu unterbrechen suchen. Meine Sorge vor der strengen Grenzkontrolle in Woloczyska erwies sich als ganz unbegründet; Aufmerksamkeit erregten nur mein Schlaffack und meine Pflanzenmappe, deren Notwendigkeit aber wohlwollend anerkannt wurde. Schlimmer ging es einigen Damen, denen alle nicht absolut notwendig erscheinenden Wäsche- und Kleidungsstücke, zunächst wenigstens, konfisziert wurden. Gestärkt durch Borscht mit Schmandt, die prächtige russische Kohlsuppe mit Sahne, bestiegen wir — ich hatte unterdessen ganz zufällig einen deutschen Herren kennen gelernt, der auch nach dem Kaukasus wollte — die bequem zum Schlafen eingerichteten russischen Wagen und kamen gut ausgeruht früh in Odessa an. Auffällig waren in der sonst baumlosen südrussischen Ebene, in der sich Getreidefeld an Getreidefeld reiht, die dichten Hecken von ziemlich hohem Gesträuch und kleineren Bäumen, die sich auf der Ostseite der Bahnlinie zum Schutz gegen Schneeverwehungen hinziehen. Kurz vor Odessa begleiten die Bahn prächtige Obstplantagen, in denen offenbar kostbares Obst gezüchtet wird, denn meist waren die einzelnen Früchte in weiße Papiertüten eingehüllt.

Nur wenig Zeit blieb uns zur Besichtigung Odessas übrig, von dem eigentlich nur die mächtige Freitreppe imponiert, die von der Stadt nach dem Hafen herabführt. Nur mit Mühe und Not erlangten wir eine Fahrkarte für das Dampfboot nach Batum, da der Reiseverkehr nach den Badeorten an der Krim gerade in höchster Blüte stand.

Am Abend bestiegen wir den „Heiligen Nikolai“ ein Schiff der Russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft; leider war die Fahrt zunächst nicht so angenehm, wie wir nach den vielen Lobsprüchen, die man über die Dampfer im allgemeinen hört, erwarten konnten. Zur Entschuldigung mag die drückende Hitze und

die noch drückendere Fülle dienen, die auf dem Dampfer herrschte. Die Luft in den Kabinen, besonders in unserer, wo alle acht Betten belegt waren, war unerträglich, da die Ventilationsanlagen veraltet sind, die Verpflegung aber war ganz vorzüglich und sehr preiswert. Ueberaus wechselnd war auf der viertägigen Fahrt das Publikum, das hinter Jalta immer weniger wurde: viele Offiziere und Beamte, die mit ihren Familien auf Urlaub fuhren, konnte man sehen. Die dritte Klasse war dicht besetzt mit dem üblichen Völkergemisch des Ostens, und wie wenig alle diese Leute gewohnt sind, Fremde zu sehen, das bewies das Erstaunen, das meine Kniehosen hervorriefen; selbst kleine Knaben tragen in Rußland auch heute noch lange Beinkleider; das größte Erstaunen aber erregte meine kurze Pfeife, die ich, um meine Zigarren zu sparen, bald in Brand setzte. In Kertsch erregte ihr Anblick geradezu einen kleinen Volksauflauf und ein biederer Kosakenwachtmeister, dem die Sache riesig zu imponieren schien, ließ mich fragen, „ob das Ding den ganzen Tag so brenne“.

Vorbei ging es nun an Eupatoria und Sewastopol, wo wir den in glühender Hitze öde daliegenden Malakoffhügel bestiegen, dann an der russischen Riviera, an Jalta, dem russischen Nizza. Hier hatten wir Gelegenheit, in den Abendstunden in dem entzückenden Kurpark mit seinen Palmen und Cypressen die vornehme Welt beim Konzert zu sehen und in einer kleinen Schenke den Krimwein zu kosten, der dem vino Tinto der Spanier außerordentlich ähnelt. Weiter fuhren wir über Feodosia nach Kertsch am Eingang des Asowschen Meeres, wo wir den Mithridateshügel bestiegen und einige spärliche Ausgrabungen aus dem klassischen Altertum besichtigen konnten. Was für ein fruchtbares Land das ganze südliche Rußland ist, konnten wir in Noworossysk an einem ganz ungeheuren Getreidespeicher sehen, einem Gebäude, das an die Wolkenkraxer New-Yorks erinnerte.

Am frühen Morgen kam ich in Suchum Kale am Fuße des westlichen Kaukasus an und fand bald die Reisegesellschaft des Professors Rilki aus Zürich im Schulhause, wo sie übernachtet hatte. Von hier

aus sollte in etwa 8—12 Tagen eine Uebersteigung des 2700 Meter hohen Kluchorpasses versucht werden, die im allgemeinen wegen der Wege- und Schneeverhältnisse als ziemlich schwierig gilt und deren Ueberwindung durch eine so zahlreiche Expedition von allen Kennern in Odessa und in Suchum einfach für unmöglich gehalten wurde. Die aus 35 Personen bestehende Reisegesellschaft wurde zu diesem Zwecke beritten gemacht, und auch das Gepäck auf Sauntieren mitgeführt. Nach dem üblichen langen Warten auf die Pferde ging es am Nachmittage los; 30 Kilometer mußten fast durchweg im Trabe, da die älteren Herren zunächst in Wagen fahren, zurückgelegt werden, für die meist ungeübten Reiter keine ganz leichte Arbeit, so daß die meisten froh waren, als die Stelle erreicht wurde, an der das Zeltlager errichtet werden sollte. Sechs Tage wurde nun in Zelten übernachtet, ein Genuß, den nun der voll und ganz zu würdigen weiß, der so etwas selbst längere Zeit mitgemacht hat. Die Zelte — schweizerische Militärzelte — waren für je sechs Mann entschieden viel zu klein, und wenn man, wie ich, das Glück hatte, in der „Tonhalle“, d. h. dem Zelte der Schnarcher, untergebracht zu werden, so kann man sich vorstellen, daß die Nachtruhe keine ganz ungetrübte war. Dazu kam die nicht ganz vollkommene Verpflegung; in der Hoffnung auf unterwegs zu erstehende Hammel hatte man auf die Mitnahme von Fleischkonserven verzichtet, und das sollte sich bald als ein sehr fühlbarer Mangel erweisen. Die Hauptnahrung bildeten zunächst Brot und Käse, sowie Fischkonserven, die an sich ja vorzüglich waren, deren Genuß aber auf die Dauer unerträglich wurde; später ging das Brot aus und man mußte sich statt dessen mit Cafes begnügen. Auch die sonst üblichen Suppenkonserven fehlten merkwürdiger Weise, so z. B. Erbsensuppe, die ich mir zwar vorsichtshalber mitgenommen, aber in Suchum in meinem Koffer vergessen hatte; statt dessen wurde mehrmals Maggibrühe mit Makkaroni gekocht. Als Getränk diente durchweg Tee mit Zucker und Zitrone; Alkoholika irgend welcher Art waren verpönt. Als endlich am fünften Tage der

besagte Hammel erschien, verzichtete ich auf diesen Genuß, da mir Hammelfleisch an sich und noch dazu ganz frisch geschlachtetes höchst unsympathisch ist.

Unter der Bedeckung von zwei Kosaken ging es nun am nächsten Morgen weiter. Wegen der angeblichen Unsicherheit der Gegend hatte uns die Regierung nicht nur diese Leute zugewiesen, sondern auch einem jeden von uns gestattet, sich mit einer Schußwaffe zu versehen; indessen wurden die zahlreich vorhandenen Brownings und Revolver nur zum Wetzschießen verwendet, da die spärlichen Eingeborenen, denen wir begegneten, sich sehr höflich und zuvorkommend verhielten, zum Theil uns wohl auch vorsichtiger Weise aus dem Wege gingen; allerdings schien ihnen unsere Bewaffnung riesig zu imponieren, was man sehen konnte, als wir mit einem eingeborenen Fürsten, dem Knjäs Tatarchan Anchabadse, zusammentrafen, der gar zu gern einen Browning gegen seinen riesigen zwölfläufigen Revolver eingetauscht hätte. Bei solchen Gelegenheiten gab es dann jedesmal ein mächtiges Wetzschießen, bei dem die Kugeln hageldicht flogen, sodaß es ein Wunder ist, daß weder Mensch noch Tier verletzt wurde.

Die Gegend, durch die wir nun zogen, war herrlich. Der Laubwald war von wahrhaft tropischer Ueppigkeit; Nußbäume, Edelkastanien und Buchen (*Fagus orientalis*) bedeckten die steilen Abhänge des reißenden Kodorkflusses; zwischen ihnen schlangen sich Weinreben und andere Schlinggewächse. Woher in dem heißen Klima diese Ueppigkeit kommt, sollten wir bald erfahren, denn einige Male, glücklicherweise meist in der Nacht, ergossen sich gewaltige Regengüsse über uns. Rechts und links die Höhenzüge waren prächtig bewaldet, später aber traten an ihre Stelle mächtige Hochgebirgsketten, in deren Tälern kleine Gletscher zu sehen waren, die ihren Wasserreichtum oft in unerwünschter Weise über unsern Weg ergossen. Zunächst ging es durch einige russische und armenische Dörfer, die aber bald aufhörten und durch armselige Gehöfte ersetzt wurden, die meist von Swaneten bewohnt sind. Dazwischen liegen einige Militärstationen.

Endlich aber hörten auch diese Ansiedlungen auf und wir begegneten nur hin und wieder den Arbeitern der Wegebaukolonne, deren Tätigkeit sich in der Schneeregion für uns sehr ersprießlich erweisen sollte. Die Laubwaldungen wichen allmählich den Nadelhölzern, wie der Nordmannstanne, der orientalischen Fichte und der Kiefer, zunächst noch unterbrochen durch dichte Gehölze von Kirschlorbeer. Endlich hörte auch das auf; nur noch spärliches „Knieholz“, hier aber meist aus Laubhölzern bestehend, bedeckte die immer steiler werdenden Abhänge. Im übrigen wurde die Pracht der blühenden Stauden und Kräuter immer größer; viele Gattungen der mitteleuropäischen Gebirge kehren hier in anderen Arten wieder. Nur von der Tierwelt sahen wir wenig, weder den Thur, den kaukasischen Steinbock noch Gemsen, noch Rotwild konnten wir erblicken, und die Anwesenheit des Bären, der recht häufig sein soll, verriet sich nur durch Schüsse, die uns in der Nacht aufschreckten, und die von den Eingeborenen abgegeben wurden, um diese Tiere von ihren Herden fernzuhalten.

Recht kühl und feucht war unser letztes Nachtquartier, etwa 12 Kilometer vor dem Passe in 2200 Meter Höhe, wo wir einen ganzen Tag Halt machten, um die Flora eingehend zu studieren. Hier machte sich auch der Mangel an geeigneten Nahrungsmitteln recht fühlbar; an einem Tage bestand mein ganzes Essen aus zwei kleinen Stücken Brot und Käse, etlichen Cafés und Tee. Auch der Weg wurde teilweise recht schwierig; die Straßen wurden immer enger und das Reiten entlang der Abgründe wenig erfreulich, so daß man es vorzog, zu Fuß zu gehen. Auch mächtige Schneefelder sperren oft den Weg, durch die die staatliche Wegebaukolonne mühsam einen schmalen Pfad gebahnt hatte. Endlich am sechsten Tage erreichten wir die Paßhöhe, die rings von mächtigen, weit über 3000 Meter hohen Berggipfeln umgeben ist. Eine prächtige Aussicht bot sich unsern entzückten Blicken. Auf den Endmoränen jenseits des Passes, an einem grünblauen Eissee, machten wir eine kurze Rast, und dann ging es auf schwindelndem Pfade, der auf überhängenden

Felsen oft in der Luft zu schweben schien, hinab in das Thal der reisenden Teberda, wieder durch prächtige Nadel- und Laubwälder, vorüber an den armseligen Gehöften der Karatschai, aus der Krim ausgewanderter Tataren, die uns aber recht nett durch Lieferung von süßer und saurerer Milch und von Eiern Abwechslung in das Fischmenü brachten. Nach sechs Tagen waren wir in dem jungaufblühenden Badeorte Teberdinsk, wo wir in sehr einfachen Datschen (Landhäuschen) auf harten, priischenartigen Betten zum ersten Male nach langer Zeit ein Nachtlager unter festem Dache hatten. Man konnte sich wieder einmal in Ruhe ganz ausziehen und mit gewechselter Wäsche in seinen Schlafsack legen. Man konnte auf richtigen Stühlen sitzen, an Tischen essen und trinken, goldgelben oder roten Kachetiner oder Wodka, man sah hin und wieder auch eine elegant gekleidete Russin vorüberschlüpfen. Die ersten 198 Kilometer waren zu Pferde zurückgelegt, nun kamen noch 150 Kilometer Wagenfahrt bis zur nächsten Bahnstation.

Die zur Verfügung stehenden Wagen waren sogenannte Eneas, ein flaches, gepolstertes Gestell auf Federn, auf dem vier Personen in seitlichem Sitz Platz finden können. Man mußte sich aber gut festhalten, wenn man nicht herunterstürzen wollte, denn in rasender Fahrt ging es über Stock und Stein das Tal der Teberda hinab. Rechts und links traten die Berge zurück und nahmen einen mehr plateauartigen Charakter an; man sah mächtige, in wagerechten Schichten gelagerte Sandsteinmassen, mit aufgelagertem vulkanischen Gestein. Die Flora trug einen ausgesprochenen Steppencharakter; Bäume fehlten fast ganz. Nach Besichtigung des auf steiler Höhe gelegenen Nonnenklosters Spassko-Preobraschenskij-Monastir bogen wir am Spätnachmittage in ein wunderschönes, bewaldetes Seitental ein, etwa vom Charakter der Thüringischen Waldtäler, aber alles mit Laubholz bedeckt. Hier ereilte uns am späten Abend unser Geschick in Form eines höchst ungemütlichen Nachtlagers. Die Fuhrleute weigerten sich vor einem besonders steilen Berge einfach weiterzufahren und wir mußten

unsere Zelte im Stockpfechfinstern aufschlagen. Direkt am engen Lagerplatz floß ein Bach in tiefer Schlucht, die man nur ahnte; man schwebte, da man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, andauernd in Gefahr, das Genick zu brechen. An ordentliches Essen und an das Kochen von Tee war nicht zu denken, zumal ein feiner Regen herniederrieselte. Lief man draußen herum, so stolperte man über Zeltschnüre oder man stieß mit einem herumirrenden Pferde zusammen; saß man aber im dunklen, durch keine Laterne erleuchteten Zelte, so war man in Gefahr, von einem über das Zeltende hinwegpurzelnden Pferde zerquetscht zu werden. Am folgenden Morgen hatte das Ganze natürlich ein viel freundlicheres Gesicht, und nun ging es weiter bergauf, bis in 2500 m Höhe auf den Paß Kumbaschi. Vor uns dehnte sich in unermesslicher Weite ein sanftes hügliges Plateau aus, eine weite Grassteppe. Hinter uns tauchte aus den Wolken der mächtige, schneebedeckte Gipfel des fast 6000 m hohen Elbrus, der die anderen Berge weit überragt. Der Weg hörte fast völlig auf, überall sah man im Grase Wagengleise; was gab es für die Rosselenker besseres, als andauernd Wettfahrten zu veranstalten, so daß einem direkt die Haare zu Berge standen, wenn der Wagen auf der einen Seite plötzlich über einen Felsblock sauste, auf der anderen aber in ein tiefes Modderloch versank. Aber wir erreichten wirklich noch am selben Abend den Badeort Kislowodsk mit seinen herrlichen Kurpromenaden und vor allem mit einem prächtigen Abendessen, das uns nach der Zeit der vielen Entbehrungen recht wohl tat. Unser Nachtquartier schlugen wir für die nächsten Tage in zwei Eisenbahnwagen auf, die uns die russische Bahnverwaltung in der zuvorkommendsten Weise zur Verfügung gestellt hatte und die uns über Pjätigorssk am dritten Tage nach Wladikawkas brachten. Es dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein, daß sich in dieser Gegend nördlich des Kaukasus mit den vielen kohlen-sauren und schwefelwasserstoffhaltigen Quellen eine ganze Reihe von zum Teil noch recht jungen Badeorten befindet, von denen einige es schon auf über 20000 Kurgäste im Jahr gebracht haben.

Ähnlich wie im böhmischen Mittelgebirge finden sich hier eine ganze Reihe alter Vulkankerne, von denen wir einen, den Beschtai, bestiegen: zuerst ging es $1\frac{1}{2}$ Stunden steil durch dichtes Unterholz, dann fast ebensolange auf steilem, glattem Grashange zur Spitze, von der man eine prächtige Aussicht auf die schneebedeckten Häupter des Kaukasus hatte.

Mit der Bahn ging es dann weiter nach Wladikawkas, dem „Herrn des Kaukasus“, wo man uns einen Tag Ruhe gönnte, um die spärlichen Herrlichkeiten dieses Ortes zu besichtigen. Die Stadt bot immerhin des Interessanten genug und gern hätte ich mir das interessante Treiben auf dem Markte noch länger angesehen, wenn nicht die Expeditionsleitung uns schonungslos zu den gemeinsamen Mahlzeiten hätte antreten lassen.

Am 18. August fuhren wir früh morgens in Wagen den Alexander-Prospekt, die Hauptstraße von Wladikawkas, hinunter, den Bergen zu. Man wird ganz unwillkürlich an die Maria-Theresienstraße in Innsbruck erinnert, nur daß die Berge im Hintergrunde ferner, dafür aber auch mächtiger sind. Wir hatten auf die grusinische Heerstraße, der wir in langsamstem Trabe zufuhren, große Hoffnungen gesetzt, sollten aber im allgemeinen doch arg enttäuscht werden. Die Schilderungen der Reiseberichte übertreiben fast alle; wir waren jedoch wohl auch durch die Großartigkeit der Kluchorstraße und die dortige üppige Flora stark verwöhnt, weshalb uns diese wesentlich niedrigere und in einem trockenen Klima gelegene Straße zum Teil recht langweilig erschien. Auch waren wir von unseren teberdinskischen Kutschern in bezug auf das Tempo verwöhnt worden: dort in rasendem Galopp über Stock und Stein ohne jede Bremse bergauf und bergab, hier wurde zwar auch ohne Bremse gefahren, die man im Kaukasus nicht zu kennen scheint, aber bergab womöglich noch langsamer wie bergauf. Wir brauchten daher anstatt der erwarteten 3 Tage deren fast vier bis Tiflis. Trotzdem hat die Straße auch ihre Reize; es fehlen zwar die Wiesen, Wälder und die Dörfer der Alpenstraßen, auch merkt man recht wenig von den mächtigen Bergen, die sie umgeben, aber sie ist sehr kunstvoll

und bequem angelegt, rechts und links erinnern die Trümmer alter grusinischer Schlösser und Wachttürme an die Kämpfe der Vergangenheit, an die sagenhafte Königin Tamara und den Tatarenfeldherrn Schamyl, und viel Blut mag vergossen worden sein, ehe der Reisende in der Sicherheit seinen Weg verfolgen konnte wie heute; auch wird keiner die Großartigkeit des Anblickes vergessen, der am frühen Morgen aus der Station Kasbek heraustritt und den majestätischen 5000 m hohen Gipfel des Kasbeks in Schnee und Eis gehüllt vor sich liegen sieht. Bewundernswert immerhin ist die Großartigkeit der ganzen Straßenanlage, die mächtigen Schneeschutttunnels und die Länge der mit nur ganz geringer Steigung angelegten Serpentinaen; Eingeweihte behaupten allerdings, daß die letztere ja sehr angenehme Eigentümlichkeit nur deswegen von den Baumeistern geschaffen worden sei, um eine größere Werstzahl und damit auch mehr Geld herauszuschlagen. Weniger dagegen fordern die Unterkunftshäuser und die Verpflegung die Bewunderung heraus. Letztere ist auf Bestellung recht gut zu haben; bei kurzem Aufenthalte aber erhält man nur Brot, Käse, Eier, Wein und Tee; die Nachtlager bestehen für Postpassagiere aus verschiedenartigen Divans, für uns hingegen standen meist nur Heulager zur Verfügung und auch diese nur nach langem Zureden und Warten. Schaudervoll sind aber die sonstigen Einrichtungen für die Bequemlichkeit der Reisenden, Waschtische kennt man nicht; am besten geht man an den Bach, wenn man nicht auf dem Flure aus einem zweifelhaftem Tönnchen spärliche Wassertröpfchen entnehmen will; von den Toiletten bezw. den diese vertretenden Löchern schweige ich besser.

Nach Ueberwindung der Paßhöhe ändert sich schnell die Szenerie der Landschaft; man sieht, daß man nach dem heißen Süden kommt. Zwar sind auch die nördlichen Abhänge wenig bewaldet, im Süden aber kommt der Steppencharakter der Gegend immer mehr zum Ausdruck. Buschwald, laubabwerfendes Gehölz bedeckt die im Spätsommer nur mit trockenem Grase bedeckten Abhänge, eine Formation, die von weitem entfernt unseren Knieholz-

beständen ähneln. Die ganz elenden Dörfer der Oseten des Nordabhanges werden ersetzt durch etwas weniger elend aussehende der Grusinier, die besonders durch ihren Terrassenbau auffallen. Das Dach der vorderen Hütte bildet immer den Vorplatz der dahinter und darüberliegenden. Kirchen gibt es eine Menge, aber sie sind klein und meist verfallen, ebenso wie fast die Hälfte der Wohnhäuser Spuren einer besseren Vergangenheit zeigen. Mléty und Duschét hießen die beiden Poststationen, in denen wir unsere müden Glieder auf ein armseliges Heulager strecken durften, um es auf letzterer Station schon um drei Uhr nachts wieder verlassen zu müssen, da wir in Mitzhet den Zug nach Tiflis um 9 Uhr erreichen wollten; wir alle hatten das Leichenzugtempo unserer Wagen und die staubige Landstraße satt. In Passanur gelang es der einzigen Dame und zugleich Dolmetscherin, die uns begleitete, Fr. Dr. Haikanducht Tschachmactian, einer Armenierin, in einem idyllischen Garten hinter einem Kramladen ein wirkliches Mittagessen, bestehend aus Rühreiern und kaukasischem Käse aufzutreiben, zu dem wir ebenso billigen wie vorzüglichen offenen Kachetiner tranken. Die an sich ganz guten Weine des Kaukasus haben leider einen unangenehmen, man möchte sagen wanzenartigen Beigeschmack, der von der unsachgemäßen Behandlung beim Keltern herrühren soll; gerade aber bei den billigen, offenen Weinen ist dieser Beigeschmack sehr gering und sie sind außerordentlich süßig. Eine interessante Bekanntschaft machte ich in Duschét. Als ich nämlich in Verzweiflung ob des elenden Quartiers auf der Landstraße herumirrte, kam ich auch an ein kleines nett aussehendes Häuschen, auf dessen Dach eine russische und eine französische Flagge wehte und das die Aufschrift: „Buffet“ trug. Eine sehr vornehm aussehende alte Dame empfing uns und machte uns Vorwürfe, daß wir in jene „Kutscherkneipe“ gegangen wären und nicht zu ihr. Sie hätte uns in ihrem „Schlosse“ umsonst gern aufgenommen. Die Sache erschien zunächst uns etwas mystisch, tatsächlich aber führte uns jene Dame, von der sich heraus-

stellte, daß sie die Gemahlin eines pensionierten Generals und eine grusinische Prinzessin aus dem alten Fürstengeschlecht der Orbiani war, in ein altes vier-eckiges, mit mächtigen Mauern versehenes Kastell, das mit seinem zinnengekrönten Rundturme das Dorf und die ganze Gegend beherrschte. Wir traten in einen idyllischen Schloßhof, in dem in der einen Seite in ganz unaufdringlicher Weise ein einfaches, modernes Wohnhaus eingebaut war, und in diesem mit einfacher Eleganz eingerichteten Hause zeigte uns die liebenswürdige alte Dame fünf ganz richtige moderne Betten; leider mußten wir aber im Hinblick auf unseren fast mitternächtlichen Aufbruch die freundliche Einladung ablehnen, wurden dafür aber in dem kleinen Häuschen an der Landstraße mit ausgezeichnetem Tee und Gebäck bewirtet und befanden uns nach den „Kultur-entbehrungen“ der letzten Tage wie im Himmel.

Pünktlich erreichten wir Mtschet, die alte Hauptstadt des grusinischen Reiches, nachdem wir noch einige uralte Gräberfelder mit Steinkistengräbern durchquert hatten, in denen ein längst ausgestorbenes dolichocephales Volk ruht. Ueberall in Mtschet sieht man die Reste einer mächtigen Vergangenheit, uralte, mit zinnenbewehrten Mauern umgebene Kirchen, Paläste und auf dem gegenüberliegenden Berge die Burg Arma-Tziche, den ältesten Herrscher-sitz des Landes. Schnell ging es nun mit der Bahn das Tal des Kur hinab nach Tiflis, der neuen Hauptstadt Georgiens und dem Sitze des General-gouverneurs des Kaukasus, das für die nächsten Wochen unser Standquartier bilden sollte.

Zunächst eine echt russische Szene aus der Stadt Tiflis:

Kaum zwei Stunden bin ich in Tiflis und wandle in der Schär der Expeditionsteilnehmer den breiten Golowinski-Prospekt herunter, da springt plötzlich ein Herr mit weißer Mütze auf mich los, ergreift meine Rechte und klatsch, schon hatte ich einen kräftigen Kuß auf dem Munde. „Mein lieber lustiger Doktor!“, so begrüßte mich der Tifliser Staatsanwalt wieder, mit dem ich vier Tage auf dem Schwarzen Meer gefahren war. Noch andere merkwürdige

Dinge sollte ich in Tiflis erleben, von denen ich später berichten will.

Die Stadt Tiflis zählt fast 200000 Einwohner und liegt in einem weiten, fast drei Kilometer breiten Talkessel, in dem sich der rauschende Kur ein tiefes Bett gegraben hat. Glücklicherweise hatten wir nicht unter der kolossalen Hitze zu leiden, die sonst im August hier zu herrschen pflegt, aber eine andere Ueberraschung erwartete uns. Wir gingen nicht in ein Hotel, sondern wir wurden im Ersten Gymnasium, einem stattlichen Gebäude im Mittelpunkte der Stadt, untergebracht. Die Schule ist zum Teil Internat und gegen 40 Betten in einem lustigen, wenn auch nicht gelüfteten, sonst aber ganz tadellos sauberen und auf das peinlichste für uns zubereiteten Schlafsaale sollten uns aufnehmen. Nach einem einfachen, aber uns nach den Entbehrungen der letzten Wochen köstlich erscheinenden Nachtmahle begab sich alles zur Ruhe; tiefe Stille herrschte, die nur unterbrochen wurde durch das verschiedenartige, melodische Schnarchen, in dem es einzelne Mitglieder der Expedition zu einer wahren Virtuosität gebracht hatten. Da naheten sich die bösen Nachbarn, die selbst den Besten nicht in Frieden leben lassen, lautlos, aber in langen Reihen. Erst ein sanftes Krabbeln, dann ein scharfer Biß; bald hier, bald da sah man weiße Gestalten in Nachtgewändern sich erheben und leise fluchend sich auf die Jagd begeben. Meine Strecke betrug im Laufe der Nacht 48 Stück, meist nur ganz kleine Kälbchen, aber dafür um so blutdürstiger. Lange habe ich geschwankt, ob ich dieses Intermezzo in meinem Reisebericht aufnehmen sollte und dadurch vielleicht die Pflichten der Dankbarkeit gegen unsere lebenswürdigen Wirte verletzen könnte; man versicherte mir aber an Ort und Stelle, daß wirklich nichts dabei wäre, da es eben einmal so in Rußland wäre; ich war schließlich ganz beschämt und fühlte mich einfach als Laie, da es tatsächlich 35 Jahre her war, daß ich in meiner tiefsten Jugend lebendige Wanzen gesehen hatte. Man muß sich überhaupt nicht in der Fremde so auf seine Sitten und Gebräuche versteifen, sonst hat man nur den Schaden und braucht dann für den

Spott nicht zu sorgen. Dies erwies sich auch bei den höchst eigenartigen Waschgelegenheiten: drückte man an den Knopf der über langen Blechtrögen herabhängenden Wasserröhrchen, so spritzte einem ein scharfer Strahl direkt gegen den Leib, woran schon am Tage vorher mein frisches Oberhemd hatte glauben müssen. Auch für diese mir zunächst völlig unverständliche und höchst unpraktisch erscheinende Einrichtung bekam ich eine Erklärung, die viel für sich hat: Der Russe wäscht sich nämlich nie wie der Mittel- und Westeuropäer in seinem eigenen Schmutz, sondern immer in fließendem Wasser. Das Gute dürfte wohl, wie überall, in der Mitte liegen, nämlich in einem Waschbecken mit fließendem Wasser. Ähnlich primitiv waren auch die in langer Reihe ohne Querwände angeordneten Toiletten. In jeder Fabrik in Deutschland dürften die Einrichtungen komfortabler sein, und es ist mir unverständlich, wie Jünglinge aus guten Familien, bezw. deren Eltern sich mit solchen „Latrinen“ zufrieden geben können, wie sie sich bei uns nur noch in veralteten Kasernen finden. Hoch, lustig und hell hingegen waren die Klassenräume und hierin könnten sich wieder unsere Baumeister ein Muster nehmen: ich habe schon Hunderte älterer und neuerer Schulen gesehen, aber nirgends einen solchen Ueberfluß an Licht und vor allem an Luft.

Tiflis selbst bot viel Interessantes. Vor allem der auf den Höhen der alten Festung gelegene botanische Garten, der von einer tiefen Schlucht durchzogen wird, wurde von uns unter Leitung von Professor Fomin, dem Direktor, besichtigt; er muß im Frühjahr, wenn alles grünt und blüht, einen prächtigen Anblick gewähren. Großartig ist der Blick von der Höhe des botanischen Instituts auf die tief unten im Tale liegende Stadt, wo uns das Gewirr der engen Gäßchen der armenischen und persischen Vorstadt besonders auffiel, in das wir auch bald hinabstiegen, um nach langem Feilschen allerlei Einkäufe zu machen. Wie in Wladikawkas, so waren auch hier besonders die Kinschale beliebt, die langen, spitzigen kaukasischen Dolchmesser, deren Härte man prüft, indem man eiserne Nägel damit durchschlägt,

ohne daß sie Lücken bekommen dürfen. Auch orientalische Teppiche, Schmucksachen, Lederarbeiten waren in reicher Auswahl vorhanden.

Eine angenehme Erquickung bot der Besuch der Bäder an den warmen, kohlenensäurehaltigen Schwefelquellen. Mein Schrecken war allerdings nicht gering, als ich mich zitternd in das Marmorbassin mit heißem Wasser duckte und mir plötzlich ein barbarisch aussehender Tatar einen Kübel anscheinend noch heißeren Wassers über den Kopf goß. Auch nachher knuffte und puffte mich der Mann in der rücksichtslosesten Weise, bald aber wurde mir klar, daß er nur mein Bestes wollte, als er mich von Kopf bis Fuß in Seifenschaum hüllte und mir mit der halben Haut auch alles, was sich noch an fremden Bestandteilen darauf angesammelt hatte, abrieb. Ein Besuch des berühmten kaukasischen Museums mußte leider unterbleiben, da es wegen Umbaues geschlossen war.

An Tiflis schloß sich ein Besuch des Badeortes Borschom im Tale des oberen Kur an. Erzellenz Hahn, der bekannte Kaukasuschriftsteller, Prof. Fomin, Dr. Schmidt vom kaukasischen Museum, ein Mann von offenbar ganz außerordentlichem Wissen, der schweizer Konsul Baron von Drachensfels und verschiedene Damen begleiteten uns, Forstmeister Winogradoff-Nikitin war in Borschom unser treuer Geleitmann. Wir konnten uns als Gäste des Großfürsten Nikolai Michailowitsch betrachten, dessen schönes Jagdschloß Likani wir besuchten. Eine Reihe recht angenehmer Tage folgte, die wir im engen, schattigen Waldtale von Borschom-Parc verbrachten; ein Ausflug nach der Sommerfrische Bakuriani machte uns mit dem ganz anderen Charakter des Kleinen Kaukasus vertraut, dessen bewaldete Höhen, tiefe Schluchten und sanft gewellte Parklandschaften uns an die Heimat erinnerten. Hierhin führt eine Kleinbahn, die in 35 Kilometern eine Steigung von 800 Meter bei 15 Kilometer Luftlinie überwindet; ganz großartig sind die Serpentinien, in denen die Bahn emporsteigt; bisweilen kann man durch einen kurzen Aufstieg von einer Haltestelle zur anderen in wenigen Minuten der Bahn um Viertelstunden zuvor kommen und die Kurven sind oft beängstigend frumm.

Auch in Borschom konnten wir feststellen, daß die Russen in der Sommerfrische recht behaglich zu leben verstehen. Unsrer Hotelzimmer wenigstens waren zwar einfach, aber doch recht sauber und bequem eingerichtet. Die Preise für die Speisen waren allerdings erschrecklich und die Kosten der täglichen Mahlzeiten rissen gewaltige Löcher in die Exkursionskasse. Ich hatte aber das Bewußtsein, seit Wochen zum ersten Male in einem Bette schlafen und mich in einem Zimmer behaglich aus- und anziehen und waschen zu können, alles Genüsse, auf die ich auch später wieder verzichten mußte, da wir erst wieder nach beinahe 3 Wochen auf dem Wolgadampfer in richtige Betten kamen. Indessen brauchten wir uns nicht zu beklagen, denn wenn man zu 2 mit einem netten und verträglichen Menschen in ein Abteil eines russischen Eisenbahnwagens einquartiert wird, so kann man sehr zufrieden sein und ich wäre gern bereit, unter solchen Umständen um die ganze Erde zu reisen. Nur kurz war der Aufenthalt in Tiflis, wohin wir am 28. August zurückkehrten. Die wenigen Stunden, die mir nach dem Umpacken meiner Sachen übrig blieben, benutzte ich sogleich wieder zu einem Besuche der türkischen Bäder, wo mir der tatarische Badeknecht in seinem Feuereifer mit seinen Füßen buchstäblich den „Buckel herunterruschte“, eine Prozedur, die bisweilen einen kleinen Rippenbruch kosten soll. Nach dieser Erfrischung machte ich unter kundiger Führung einen Mondscheinspaziergang in den grusinischen und tatarischen Vierteln der Stadt, der mir unvergeßliche Eindrücke bot. Dann ging es mit der Bahn, leider in der Nacht, denn die Gegend war, wie ich noch im Morgengrauen bemerken konnte, wunderbar schön, durch die romantische Bambaßchlucht gen Armenien, das im allgemeinen den Charakter einer Hochsteppe trägt und grade in dieser Jahreszeit recht öde dalag.

Ich sollte auch bald die Reize der Steppe deutlich zu spüren bekommen! Wenn mich nämlich der Teufel für alle von mir jemals begangenen Missetaten in eine gräßlich langweilige Einöde versetzen wollte, so könnte er kaum eine bessere finden, als die, in die mich die Tücke der russischen Eisenbahn-

direktion auf 24 Stunden versetzte. Ringsherum weite, steinige, sonnenverbrannte Hochsteppe ohne Baum und Strauch und Häuser außer den wenigen, die der Station benachbart liegen, begrenzt von ebenso traurigen, felsigen Hügeln, — nur ganz im Hintergrunde lassen einige mit Firnen umkränzte Hochgebirge (Aragös, 4000 Meter) die Hoffnung auf ein besseres Jenseits nicht ganz verschwinden. Darüber spannt sich graublau, ohne das geringste Wölkchen der Himmel, von dem schon vom frühen Morgen an unerbittlich die Sonne ihre sengenden Strahlen herniedersendet, um hier in 1300 Meter Höhe jeden, der sich aus dem noch fühlen Schatten des Stationsgebäudes wagt, sofort wieder zurückzujagen. Dazu soll in der Gegend die Malaria herrschen, und es ist ganz selbstverständlich, daß man sofort den Typhus bekommt, wenn man seinen brennenden Durst auch mit noch so klarem Wasser löscht. (Ich bekam ihn aber glücklicherweise nicht.) Eine Bahnhofrestauration gab es nicht, und mühsam mußte man sich alles Eß- und Trinkbare zusammensuchen. Dies war die Station Ani an der Strecke Tiflis—Alexandropol—Eriwan, von der aus man die angeblich nur acht Werst entfernte Ruinenstadt Ani besuchen kann. Da es keine Wagen gibt, muß man dorthin laufen, was ich gleich am Nachmittage meiner Ankunft probierte. War das schon zwischen 3½ und 5½ unangenehm, so wartete ich mit einer gewissen schadenfrohen Neugierde am nächsten Mittag auf die Rückkehr der übrigen Expeditionsmitglieder, die früh um 5 Uhr aufgebrochen waren und in vollster Mittagsglut über die steinigen Höhen hinweg mußten.

Kurz sei mein Marsch nach Ani, der in seiner Einsamkeit vielleicht recht unvorsichtig war, geschildert. Als ich in etwa $\frac{3}{4}$ Stunden im Schweiß meines Angesichts ein mir unendlich scheinendes Stück der Steinsteppe und einige ebenso öde Hügel überschritten hatte, sah ich vor mir ein armenisches Dorf mit seinen halb in die Erde gebauten Steinhütten und dahinter ein gewaltiges Trümmersfeld, bedeckt mit zum Teil noch hochragenden Ruinen. Hier lag einst Ani, die Stadt mit den „1001 Kirchen“, die alte Königstadt der Bagratiden, schon in prähistorischer

Zeit, wie die Funde beweisen, besiedelt; im vierten Jahrhundert nach Christi wird sie zum ersten Male in der Geschichte genannt; nach ihrer Glanzzeit als Residenz gestaltete sich ihr Schicksal recht traurig, 1064 wurde sie von den Seldschucken zerstört, 1239 von den Mongolen und 1318 tat ein heftiges Erdbeben das übrige. Obgleich aber alle diese Ruinen im Strahle der untergehenden Sonne in fast greifbarer Nähe vor mir lagen, sollte es doch nicht so einfach sein, dahin zu gelangen. Während ich im armenischen Dorfe noch die höchst primitive Art des Dreschens bewunderte, — die Armenier fahren auf mit Ochsen bespannten Brettschlitten auf einer offen daliegenden Tenne andauernd im Kreise herum und sondern dann durch Worfeln die „Spreu von dem Weizen“ — sah ich plötzlich in tiefem Felsenkañon einen reißenden Gebirgsstrom, den Araxes, vor mir, über den jede Brücke fehlte. Bald aber zeigte mir gegen einen Baktschich ein Armenier einen Weg, und ich konnte in einem viereckigen Kasten über den Fluß setzen. Ein Felsenpfad führte mich nach der verlassenen Stadt; durch ein wohlerhaltenes Thor trat ich ein und konnte nun die verschiedenen armenischen Kirchenruinen näher besichtigen. Fast alle Gebäude bestehen aus regelmäßig behauenen, braunroten Quadern und sind zum Teil mit kunstvoll verschlungenen Arabesken verziert. In den beiden dort vorhandenen Museen, — das eine ist in einer alten Moschee untergebracht, — konnte man die verschiedenen Arten der Verzierungen in Kreuz-, Stern- und Rautenform bewundern; ferner zeugen Scherben von Ton-, Majolika- und Glasgefäßen, sowie alte Waffen und Münzen von der einstigen Kultur; Inschriften in griechischer, arabischer, türkischer, armenischer und grusinischer Schrift geben Zeugnis von den Völkern, die einst hier gewohnt hatten. Der Mönch, der sonst den Führer macht, war leider verreist, und der Kustos, der uns in französischer Sprache alles erklärte, wurde bald abberufen, da er einer Untersuchung beiwohnen mußte: den Abend vorher hatte nämlich eine bewaffnete Räuberbande, die sich offenbar für Archäologie stark interessierte, die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen

weggeholt. Köstlich war es, vor dem Wärterhause bei einem Glase Tee nach Sonnenuntergang die herrlichen goldenen und violetten Farbentöne zu bewundern, in denen die Ruinen und die umliegenden Felsenhöhen erstrahlten. Eine Anzahl von uns, die allmählich auch noch eingetroffen waren, wollten die Nacht in der Ruinenstadt zubringen, ich aber zog es vor, im Hinblick auf die zu erwartenden hüpfenden und springenden Kleintiere die Nacht im bequemen Eisenbahnwagen zuzubringen. Etwas unbehaglich war allerdings der Rückweg, den ich mit Redakteur Bierbaum aus Zürich antrat, schon wegen der archäologischen Räuberbande, dann aber auch wegen etlicher Hunde, die uns ganz plötzlich mit greulichem Gebell aus der Dunkelheit anfielen und sich nur durch rücksichtslos ausgeteilte Knutenhiebe und Fußtritte abschrecken ließen. Die nächtliche Ueberfahrt über den reizenden Bergstrom zwischen den ragenden Felswänden erinnerte mich an Charon und den Styx, als aber der Mond über den fernen Bergen aufging, wurde es etwas gemüthlicher und, wenn wir auch mehrfach den etwas undeutlichen Weg verloren, gelang es mir doch, nach verschiedenen Landmarken, die ich mir auf dem Hinwege vorsichtshalber gemerkt hatte, mich zu orientieren. Nach $2\frac{3}{4}$ stündigem Marsche gelangten wir über die öde Steinsteppe wieder an die Station, wo uns eine Flasche Bier, sowie etwas Schokolade und einige Zwiebacke darüber hinwegtäuschen mußten, daß wir seit 11 Uhr früh nichts weiter gegessen hatten.

Nachdem also am folgenden Mittage der Hauptteil der Expedition in ziemlich „aufgelöstem“ Zustande zurückgekehrt war, fuhren wir von Ani mit der Bahn nach Kamarlu, der dem Ararat nächsten Bahnstation; hier bewunderten wir zunächst die Fülle und die Billigkeit der Trauben, von denen 1 Pfund beste kernlose Sultaninen 10 Pfennig kosten, und die Billigkeit des Weines, von dem die ganze Flasche für 35 Pfg. zu haben ist; leider entspricht auch er, ebenso wie der kaukasische, nicht ganz unserem Geschmack, wurde aber nach dem „alkohollosen Einerlei“ trotz der Hitze und trotz seiner Schwere

in nicht geringen Mengen vertilgt. Am nächsten Morgen frühzeitig bestiegen wir Zweispänner, sogenannte Phaëtons, und fort ging es in saufender Karriere nach Aralysch, wo wir unsere Rosse besteigen sollten. Vorher bereitete uns der hier zwar schon ziemlich breite, aber recht seichte, reißende Araxes einen längeren Aufenthalt, da wir ihn auf einer fliegenden Fähre überschreiten mußten, auch brachte die wahnwitzige Fahrerei der tatarischen Kutscher unsere Knochen mehrfach in Gefahr. Nach mehrstündigem Warten in Aralysch konnten wir aber endlich um die Mittagszeit unsere zum Teil recht traurigen Rosse besteigen und hinaus ging es, meist im Trabe, in die weite, flache Buschsteppe, auf die unerbittlich die Sonne ihre glühenden Strahlen (42 Grad C.) herniedersandte. Vor uns ragte der spitze, schneebedeckte Kegel des Ararat in die Lüfte, neben ihm, bedeutend niedriger, der kleine Urarat, ein prächtiger Anblick, der mich stark an den des Pic von Tenerifa und die Cañadasebene erinnerte. An zwei Militärstationen vorbei kamen wir endlich nach Sardar Bullak, dem Grenzposten gegen Persien, einem richtigen kleinen Kastell, im Grundrisse viereckig, mit Schießscharten und einer Besatzung von 35 Mann. Das alles konnte ich allerdings zunächst nicht sehen, denn infolge der andauernden Verzögerungen war es schon recht spät geworden, und es ist wohl nur der Findigkeit unserer Pferde zu verdanken, wenn wir im Stockdunklen den Weg nicht verfehlten. Die Letzten mit dem Gepäck erreichten erst um 4 Uhr morgens die Station. Hier wurden wir in der lebenswürdigsten und zuvorkommendsten Weise, wenn auch sehr primitiv, aufgenommen; wir lagen auf dem Boden einer großen Kasernenhalle auf Burken, rauhaarigen kaukasischen Mänteln, aßen an einem langen Tisch, auf dem Teller, Messer und Gabel fehlten, die Suppe wurde mit Holzlöffeln aus einem gemeinsamen Napf genossen und das Fleisch unzerschnitten auf einem Brett auf den Tisch gestellt, wobei sich jeder soviel herunter schnitt, als er brauchte; das Ganze war wenig schön und mein Appetit sank auf ein Minimum, zumal ich auch heute noch nicht die Notwendigkeit

eines solchen primitiven Betriebes einsehen kann. Für mich war es jedenfalls ein königlicher Genuß, als es mir nach unsäglichen Mühsalen gelang, eine Erbsensuppe zu kochen, was keine Kleinigkeit war, da im Fort alles nur in großen Kesseln gekocht wurde und es kleine Töpfe nicht gab.

Am nächsten Nachmittage rüstete sich ein Teil von uns zur Besteigung des Ararat. Darunter befand sich auch der armenische Erzbischof Mesrop von Tabris, den der Katholikos, der armenische Papst, uns zur Begleitung gesandt hatte. In seinem violetten Priestergewande mit der zylindrischen, violetten Samtmütze, das charakteristische Armeniergesicht von schwarzem Vollbart umrahmt, machte dieser Herr einen ebenso ehrwürdigen wie sympathischen Eindruck; dazu kam, daß er fließend deutsch sprach, — er hatte in Berlin studiert, — und wir erfuhren von ihm viel über Armenien und seine Geschichte. Von den 19, die die Besteigung unternahmen, erreichten 16 den 5200 Meter hohen Gipfel des Ararat, darunter auch der Erzbischof, der, auf dem Gipfel angelangt, den Schnee küßte und Gott dankte, daß er ihm seinen Wunsch, einmal den Gipfel dieses Berges, der das Herz von Armenien bildet, zu ersteigen, erfüllt hätte. Vor der Besteigung fanden übrigens lange Verhandlungen mit einem Kurdenhäuptling, alias Räuberhauptmann, statt, der gegen einen „Führerlohn“, besser Lösegeld, von 150 Rubel die Expedition hinaufgeleiten wollte. Bemerkenswert ist, daß der Kommandant des Militärpostens keine Verantwortung übernehmen wollte, falls diese „Formalitäten“ nicht erfüllt würden. Das Ganze war eigentlich schmachvoll! Wir andern, die wir unten geblieben waren, verbrachten den Tag damit, zu botanisieren und die umliegenden Kurden- und Tatarenlager zu besichtigen, was sehr interessant war, aber durch die überall herumlungernenden und einen bei jeder Gelegenheit mit wütendem Gebell anfallenden Hunde sehr erschwert wurde.

Am nächsten Tage gingen wir wieder nach Kamarlu hinunter, diesmal am hellen Tage, aber unter scharfer Bedeckung. Da wir zum Teil einen anderen Weg wählten, konnten wir sehen, warum

die Gegend wegen ihres Fiebers berüchtigt ist; überall Wasserlachen und Kanäle, in die das Wasser des Araxes geleitet wird, darinnen Büffel, die sich wohligh im Schlamm wälzen, wenn sie nicht die plumpe Arba, einen großen zweirädrigen Wagen mit scheibenartigen Holzrädern, oder den Pflug ziehen müssen. Trotz der köstlichen Abendbeleuchtung lagerte aber über allem ein Fieberdunst und die zahlreich herumschwärmenden Mücken ließen es geraten erscheinen, eine Dosis Chinin zu nehmen. Wie uns übrigens der Erzbischof sagte, ist die Malaria eine „ganz gewöhnliche Krankheit“ hier, aus der sich die Leute nicht viel machen, wenn auch hin und wieder einer daran stirbt. Die Bewässerung ist aber für die Kultivierung des Landes außerordentlich wichtig; wo man Wasser hat, kann man die wüsthete Steppe in fruchtbares Land verwandeln, das Getreide, Reis, besonders aber Wein in üppigster Fülle hervorbringt. Davon konnten wir uns am nächsten Tage hinreichend überzeugen, als wir in einen Weingarten geführt wurden, wo wir in kurzer Zeit zehn der edelsten Traubensorten probieren konnten. Die Rebe wird hier auf Haufenbeeten am Boden hinkriechend kultiviert. In bezug auf die Bewässerung wird in Russisch-Armenien viel getan; Jahr für Jahr wird mehr und mehr die Steppe der Erbauung erschlossen und die Zeit ist nicht mehr fern, wo Armenien der Fruchtgarten sein wird, der es ehemals war. Nirgends habe ich schönere Pflirsiche und Pflaumen gesehen, wie hier, aber merkwürdiger Weise waren sie alle unreif und für uns völlig ungenießbar; ich kann wohl verstehen, warum die Cholera so häufig in Tiflis so zahlreiche Opfer fordert.

Bekannt ist die Feindschaft zwischen Armeniern und Tataren, die vor einigen Jahren so blutige Opfer forderte. Sie leitet sich vor allem aus wirtschaftlichen Gründen ab. Die Tataren, die mit ihren gewaltigen Herden im Sommer auf den Bergen weilen, kommen im Herbst herab und betreten rücksichtslos die Aecker der Armenier, was diese sich natürlich nicht gefallen lassen. Auch werden die bildungsfähigeren Armenier durch den Bau von

Schulen usw. von den Russen gegenüber den Tataren begünstigt, was ebenfalls zu Reibereien Veranlassung gibt. Die Armenier sind ein eigenartiges Volk, im allgemeinen viel besser als ihr Ruf, nach dem sie gleich den Griechen leicht zu Betrügereien neigen sollen; sie sind aber auch nach der Aussage des Erzbischofs ein unglückliches Volk, denn sie sind, solange es ihnen gut ging, nie imstande gewesen, zusammenzuhalten und einig zu sein; daher sind sie jetzt unter der Herrschaft von drei verschiedenen Nationen. Auch sollen sie nie nach Eroberungen gestrebt haben, und ihr Volkstum anderen Völkern aufzuzwingen, lag ihnen immer fern, was der Erzbischof sehr richtig wohl als eine gewisse Schwäche deutete. Daß sie außerordentlich begabt sind, zeigt nicht nur ihre Sprachenkenntnis, sondern auch die Stellung, die viele Armenier seit altersher bei fremden Völkern erreicht haben. Nicht nur die tüchtigsten Kaiser von Byzanz waren Armenier, sondern auch noch heute bekleiden bei Russen und Türken Armenier bedeutende Aemter im Militär- und Zivildienst.

Noch ein mir unvergeßliches Erlebnis aus Kamarlu sei berichtet; trotzdem der Ort ein unsäglich trauriges Nest ist, gelang es mir doch, eine Sehenswürdigkeit ausfindig zu machen, nämlich ein tatarisches Teehaus, von außen recht einfach anzuschauen, innen aber sehr gemütlich mit prachtvollen Teppichen, die die Divans und die Wände bedeckten, ausgestattet. Ich betrat es und zog sofort, wie das in Orient Sitte ist, meine Schuhe aus, was ich leicht machen konnte, da ich Hausschuhe anhatte. Der Erfolg dieses Verfahrens war einfach großartig und man bemühte sich in rührender Weise um mich, brachte mir Kissen und Genickrollen, und bald ruhte ich wie ein Pascha auf weichem Pfühl, während indessen die anderen ihre mit Nagelschuhen bekleideten Füße zur Erde baumeln lassen mußten. Für drei Kopeken bekam man hier einen köstlichen Tee; durch die maurischen Bogenfenster fielen die letzten Strahlen der Abendsonne und hinter uns verrichtete ein Muselman sein Abendgebet, wobei er sich durch unsere Gegenwart nicht im mindesten stören ließ.

Am 3. September fuhren wir auf Eriwan zu;

wir stellten uns schon im Geiste vor, wie wir in einem teppichbelegten Kaffeehause türkischen Kaffee schlürfen und das bunte Leben des Orients an uns vorüberziehen lassen würden. Wir wurden aber arg enttäuscht; ein türkisches Kaffee gab es nicht, und der Schmutz war eher größer als in Tiflis. Dafür war der Bazar auch um so unverfälschter, und daß auch die Russen in dieser von Persern und Türken so oft umstrittenen Stadt dem Frieden noch nicht recht trauen, beweist nicht nur das viele Militär, das in der Stadt liegt, sondern auch die überängstliche Fürsorge, die uns die Polizei bei unseren Einkäufen im Bazar angedeihen ließ. Das soll durchaus etwa kein auch noch so leiser Vorwurf sein; ich kann die sorgfältige und liebenswürdige Fürsorge, die uns die russischen Behörden überall angedeihen ließen, garnicht genug hervorheben und rühmen. Auch in diesem Bazar waren unsere Einkäufe recht lebhaft; die „Kinschalomanie“ hatte glücklicherweise schon nachgelassen, da sich nun schon fast alle von uns mit einem Kinschal, dem mehr oder weniger reich verzierten kaukasischen Dolche, versehen hatten. Die Klinge eines guten Kinschals muß so beschaffen sein, daß man einen eisernen Nagel von etwa $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zentimeter Dicke glatt damit durchschlagen kann, ohne daß die Schneide auch nur die geringste Lücke zeigt. Ich habe mit dieser Probe manchen Kinschal ruiniert, ohne daß die Verkäufer merkwürdigerweise auch nur das geringste Mißvergnügen zeigten; diese Probe scheint offenbar das gute Recht des Käufers zu sein. Auch sonst erwarb ich mir eine Fertigkeit im „Handeln“ trotz fast völliger Unkenntnis der Sprachen, daß ich sogar den Neid der einheimischen Europäer erregte. Höchst reizvoll war auch der Besuch des Hofes der großen Doppelmoschee; hier hockten um ein großes, mit nicht ganz klarem Wasser gefülltes Steinbecken die Gläubigen, um die rituellen Waschungen in ebenso gründlicher, wie wenig anmutvoller Weise vorzunehmen. Daß dabei öfters einer oder der andere in das Bassin spuckte, schien nicht zu stören.

Während wir übrigens ganz nett im vollkommen europäischen anmutenden „Hotel d'Orient“ speisten,

mußten wir zur Nacht wieder in unsere Bahnwagen zurück, gerade kein Vergnügen, denn die letzte Straßenbahn war eben davongefahren und die holprige Straße bis zum Bahnhofe etwa 3 km lang und reichlich von bissigen Kötern „bewacht“.

Der zweite und letzte Tag unseres Aufenthaltes in Eriwan war dem Besuche des Klosters Etschmiadsin, dem geistigen Mittelpunkte des armenischen kirchlichen Lebens, gewidmet. Wir begannen mit einem Frühstücksbesuche bei dem armenischen Bischöfe von Eriwan, von dessen hoch über dem Sangasflusse gelegenen Hausterrasse man einen entzückenden Blick über das tief in den Felsen eingeschnittene Flußthal und auf den fernen, im Strahle der Morgensonne glänzenden Ararat genießt. Dann ging es in Begleitung des lebenswürdigen Erzbischofs Mesrop im Wagen nach Etschmiadsin. Wir konnten hier mit Erstaunen wahrnehmen, wie in wenigen Jahren aus dürrer, öder Steppe köstliche Fruchtgärten und Nutzgehölze (merkwürdigerweise meist Pappeln, da diese am schnellsten nutzbar werden) herausgewachsen waren. Die größte Schwierigkeit macht nach Aussage des Erzbischofes übrigens die Erlangung der Wassergerechtigkeit, mit deren Erteilung die russische Regierung aus Furcht, es könnte ein Wassermangel eintreten, recht sparsam ist. Der wasserreiche Araxes kann aber noch viele 1000 Hektar Landes bewässern, ohne zu versiegen. Einige Werst vor dem Kloster machten wir einen Abstecher nach den erst vor kurzem freigelegten Ruinen der Kirche des heiligen Gregor des Erleuchters, die ein prachtvoller byzantinischer Rundbau gewesen sein muß, und die den anderen armenischen Kirchen als Muster diente. Sie wurde im 7. Jahrhundert von dem prachtliebenden Katholikos Narses durch byzantinische und armenische Baumeister erbaut, wurde aber schon im 10. Jahrhundert durch ein Erdbeben völlig zerstört, obgleich man noch heute die Stellen sieht, wo die mächtigen Eisenklammern und -stifte saßen, die die Säulentrommeln und Gewölbepplatten zusammenhielten. Der Erzbischof schiebt die Schuld auf einen Fehler in der Gewölbekonstruktion, da die meisten nach diesem Muster gebauten Kirchen von demselben

Schicksale betroffen wurden. Noch etwas älter, aber tadellos erhalten war dann die Klosterkirche der heiligen Rhipsime, die ohne jede Verzierung nur durch den edlen Verlauf ihrer Linien auf den Beschauer wirkt. — Rhipsime war eine vornehme römische Christin, die sich vor den Verfolgungen des Diokletian nach Armenien flüchtete, wo sie durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Königs Tiridates auf sich zog. Tiridates, ein berüchtigter Lebemann, begehrte sie zur Geliebten. Rhipsime rang nach Art der Brunhilde dreimal mit dem Könige und besiegte ihn jedesmal; darüber ergrimmte der Unhold und ließ Rhipsime mit 40 anderen Jungfrauen an dem Orte hinrichten, wo jetzt die Kirche steht. Der Lohn für seine Untaten blieb aber nicht aus; Tiridates wuchsen Schweinsohren, und in seiner Not wandte er sich an den heiligen Gregor, den er 13 Jahre lang in einer Grube voll Schlangen und Skorpionen hatte schmachten lassen, nachdem man ihm die Fußsohlen geröstet hatte. Gregor heilte den König und dieser führte zum Danke dafür im Jahre 280 das Christentum in Armenien als Staatsreligion ein, also lange bevor dies Konstantin in Rom und Byzanz tat. Die armenische Kirche ist also die älteste christliche Staatskirche. — Durch einen engen, dunklen Gang, krochen wir auch in die Grabkammer der heiligen Dame, fanden von ihr aber nichts mehr vor als ein altes Bild auf einer sargähnlichen Kiste. Prächtiger war aber die eigentliche Klosterkirche von Etschmiadsin, in der wir auch die von Edelsteinen strotzende Schatzkammer besuchen durften. Leider sind aber über den Wert und die Echtheit der oft erstaunlich großen Juwelen die Mönche selbst sich nicht ganz einig, da eine fachmännische Untersuchung noch nicht stattgefunden hat. Besonders fielen mir die vielen, schönen Aquamarine auf in bläulichen und grünlichen Farbentönen. Wir wurden auch in feierlicher Weise von dem Katholikos, dem armenischen Papste, einem ehrfurchtgebietenden alten Herrn, empfangen. Während die Klosterbibliothek merkwürdiger Weise außer einer Anzahl moderner russischer Zeitschriften (darunter auch eine Art Simplizissimus!) nur alte armenische Hand-

schriften und Drucke aufwies, fanden sich in der Bibliothek des Priesterseminars besonders viele deutsche Bücher, darunter auch naturwissenschaftliche Werke. Daß überhaupt deutsche Bildung und Kultur hier sehr geschätzt wird, bewiesen uns die Tischreden bei dem darauffolgenden vorzüglichen Mittagmahle, dessen Beendigung uns leider auch die Trennung von unserem uns lieb und wert gewordenen Erzbischof bedeutete.

Nachdem ich noch am Abend mit gutem Erfolge aus hellem Armenierweine eine mächtige Pflirsichbowlé gebraut hatte, was bei der Schwere des Weines garnicht so einfach war, verließen wir am folgenden Morgen Eriwan in Phaëtons, um uns nach Jelénowka am Goktscha-See zu begeben. Für die Wede der Fahrt entschädigte uns ein herrlicher Sonnenuntergang mit seinen violetten und orangenen Färbungen von einer Pracht, wie ich sie bisher nie in meinem Leben gesehen habe. Die Abendröthe erinnerte mich an die merkwürdigen Dämmerungserrscheinungen des Herbstes 1883, die überall in Mitteleuropa zu sehen waren und von dem in gewaltigen Höhen schwebenden Aschenstaube des Vulkans Krakatau in der Sundastraße herrührte. In Jelénowka, einer Ansiedlung russischer Bauern, die merkwürdiger Weise zum Judentum übergetreten sind, wurden wir von Professor Fomin aus Tiflis in einem Regierungshause aufs liebenswürdigste aufgenommen und bewirtet; wir übernachteten in den einzelnen Zimmern auf Heu. Am nächsten Tage machten wir einen Ausflug nach der Felseninsel des Klosters Ssewanga im Goktschasee, wo zwei uralte, ganz primitive Kirchen die einzige Sehenswürdigkeit bildeten. Die Größe des Goktschasees (1300 Quadratkilometer) übertrifft übrigens die des Bodensees bei weitem; bemerkenswert war die mannigfaltige Färbung des an sich blauen und sehr klaren Wassers, die an den verschiedenen Stellen des Sees zur selben Zeit zu sehen war. An den dürren Abhängen der den See umschließenden Berge machten wir noch krampfhafte Versuche zu botanisieren, was uns aber nur mangelhaft gelang, hat doch die unerbittliche Sonne um diese Zeit alle

Vegetation verdorrt. Der nächste Tag war der Fahrt nach Karaklis gewidmet, von wo aus wir mit der Bahn nach Tiflis zurückkehren sollten. Ich werde immer mit einem gewissen Grauen an diesen Tag zurückdenken. Wir bestiegen sogenannte Fourgons, mit welchem hochtrabenden Namen hier mit Plauen versehene, federlose, kurze Brettwagen bezeichnet werden, wie sie in Schlesien zum Transport von Schweinen benützt und mit dem schönen Namen „Kaluder“ belegt werden. Als wir frisch ausgeschlafen am frühen Morgen uns in das weiche Heu streckten und auf die prallen Hafersäcke setzten, machte uns die Sache ziemlichen Spaß. Als wir aber nach etwa 15 Stunden Fahrt 85 Kilometer zurückgelegt hatten und Mitternacht schon nahe war, da ging es uns recht übel. Das Heu und der Hafer hatte naturgemäß stark abgenommen und sich gesackt; wir hatten den Eindruck, als führen wir im steinigten Bette eines Gebirgsbaches und nicht auf einer Landstraße, und wir waren froh, als wir mit heilen Gliedern, aber ganz zerschlagen den Wagen verlassen und uns in die Schlafabteile der schon bereit stehenden Eisenbahnwagen begeben konnten. Während uns übrigens der erste Teil des Weges noch durch öde Steppenberge führte, konnten wir uns auf dem zweiten Teile am Anblick prachtvoll bewaldeter Höhen erfreuen, die einen ganz heimatischen Eindruck machten und eine verhältnismäßig reichhaltige und üppige Vegetation zeigten. In der Mitte lag die recht zahlreich besuchte Sommerfrische Delijan, deren idyllisch gelegene Datschen oft in schwindelnder Höhe über dem Wege hingen. Die sich reichlich lange ausdehnende Mittagspause benutzte ich mit einigen Anderen, um im Geschwindmarsch unseren Folsterkästen voranzuzueilen, was uns auch schließlich 25 Kilometer Fahrt ersparte.

Leider kamen wir nach Tiflis einen halben Tag zu spät, so daß wir die Parade der Tifliser Garnison, zu der man uns in zuvorkommendster Weise eingeladen hatte, nicht mit ansehen konnten. Es war der 8. September, die Hundertjahrfeier der blutigen Schlacht von Borodinó, und an dem

gewaltigen Trubel auf den Straßen und der prächtigen Illumination konnte man erkennen, daß auch hier im fernen Süden des Reiches der russische Gedanke recht festen Fuß gefaßt hat. Eine besondere Freude wurde noch mir und einem Heidelberger Herrn zuteil, indem wir durch gütige Hilfe einer Exzellenz, des Direktors des einen Gymnasiums, an der feierlichen Serenade teilnehmen durften, die die vereinigten Tifliser Gymnasiasten dem Statthalter und Vizekönig von Kaukasien, Fürsten Woronzow, darbrachten; bei dieser Gelegenheit wurden auch wir mit einer kurzen Ansprache beehrt, in der der alte, sehr energisch dreinschauende Herr seiner Freude Ausdruck gab, daß wir uns nicht gescheut hätten, diese etwas unwirtlichen Teile des russischen Reiches kennen zu lernen. — Der folgende Tag in Tiflis war der Erholung und Einkäufen vorbehalten; an ihm lernte ich Herrn Fischer, den Herausgeber der „Kaukasischen Post“, der einzigen deutschen Zeitung des Kaukasus, näher kennen, einen wackeren Vorkämpfer für die Erhaltung deutscher Sitte und deutscher Art in diesem Lande, in dem so viele Deutsche zerstreut wohnen, dessen Blatt aber leider von den gebildeten Deutschen Kaukasiens noch nicht die Förderung zu erfahren scheint, die es verdient. Wie ich erst vor kurzem aus einer Schilderung der schwäbischen Kolonien des Kaukasus von Herrn von Rosen ersah, ist gerade dieser Zeitung viel für die Erhaltung des Deutschtums dieser blühenden Ansiedlungen zu verdanken, da sie auch durch die Pflege der schwäbischen Mundart die Verbindung mit der Heimat nicht schwinden läßt. Von den kurz nach den Befreiungskriegen gegründeten deutschen Dörfern selbst habe ich allerdings leider nichts gesehen, denn Neu-Tiflis, am linken Ufer des Kur gegenüber Alt-Tiflis gelegen, die Gegend, wo jetzt der Bahnhof steht, ist so ziemlich russifiziert, und ich wäre nie auf die Idee gekommen, in einer deutschen Ansiedlung zu sein, wenn ich es nicht aus Büchern gewußt hätte. Ich war übrigens noch auf zwei weitere Vertreter des Deutschtums aufmerksam gemacht worden, der eine war ein Herr Dohrer, der Besitzer der größten Weinkellereien jener

Gegenden, den ich leider aber nicht antraf, da er in der Kolonie Helenenhof weilte; die andere war Frau Richter, die Besitzerin des Hotels Stadt London, die mich lehrte, daß man auch in jenen entfernten Gegenden ganz mitteleuropäisch leben kann.

Gewohnheitsmäßig ging es zur Nacht wieder in den Bahnwagen; obgleich ich mich zeitig genug auf dem Bahnhofe einfand, war mein Schreck nicht gering, als ich sah, wie die Teilnehmer unserer Expedition mit Sack und Pack aus unseren alten Wagen stürzten, um ihre Plätze in neuen einzunehmen, die allerdings erst „allmählich“ ankamen. Ein großer Teil besonders der älteren Herren hatte sich schon entkleidet und zu Bette gelegt, als der Alarmbefehl kam; sie mußten sich daher nicht nur anziehen, sondern auch noch schleunigst in der Dunkelheit ihre Sachen zusammenpacken; zwar war die ganze Sache ziemlich harmlos, denn wir hatten, wie sich schließlich herausstellte, Zeit genug „zum Umzuge“; das konnten wir aber vorher nicht wissen, und man kann sich vorstellen, unter welchem Schimpfen und Fluchen die Störung überwunden wurde. Schließlich aber waren wir doch wieder alle nach Wunsch untergebracht und am folgenden Tage gegen 5 Uhr nachmittags kamen wir nach langweiliger Fahrt durch die öden Steppen des untern Kur in der Petroleumstadt Baku an, wo wir zunächst den zwar wenig originellen, aber durch sein reges Leben sich auszeichnenden Bazar besuchten. Der nächste Tag war der Besichtigung der Bohranlagen des Herrn von Benkendorf, eines Deutsch-Russen, gewidmet. Dieser außerordentlich rührige Herr zeigte uns die verschiedenen Arten der Naphthagewinnung. Am einfachsten ist die Anlage von Brunnen sehr verschiedener Tiefe, aus denen mit Winde und Eimer das Naphta herausgeholt und in Fässer gefüllt wird, die dann auf zweirädrige persische Wagen geladen werden. Solche Brunnen sahen wir in Churdalan, von wo wir auch, leider nur aus der ferne, einige zur Zeit gerade ruhende Schlammvulkane in Augenschein nehmen konnten. Weitaus ergiebiger ist natürlich die Gewinnung von Petroleum durch Bohren. Wo sich dies lohnt, entstehen bald Bohr-

türme in großer Zahl, und ich hatte den Eindruck eines Waldes, als ich die Tausende dicht zusammenstehender Bohrtürme von Balachani in der Ferne liegen sah. Ein im Betrieb befindlicher Bohrturm ist das reine „perpetuum mobile“; ist man erst in die ölhaltigen Schichten gekommen, so strömt meist auch genügend Gas aus, um die Pumpen zu treiben. Das Naphta wird aus den Behältern in viele Kilometer lange Röhrenleitungen zunächst nach Baku gedrückt, um hier an die Raffinerien verkauft zu werden. Eine solche 1800 Kilometer lange Leitung geht auch von Baku am Kaspisee nach Batum am Schwarzen Meere, die allerdings für das schon gereinigte Petroleum bestimmt ist. Leider hielt uns der rastlose Eifer des Herrn von Benkendorf, der uns natürlich recht viel zeigen wollte, etwas länger auf, als es vielleicht ratsam war, denn ein mächtiger Petroleumsprudel mußte unbedingt noch besichtigt werden, und die Nacht brach herein, ehe wir uns dessen versahen. Zunächst erfolgte ein allgemeiner Streif der Kutscher, dessen Beilegung längere Zeit erforderte, dann warf ein Wagen um und ein anderer zerbrach. Es verging wieder einige Zeit, ehe ein neuer Wagen und drei Reiter mit Fackeln erschienen, die uns den Weg in die stockfinstere Nacht weisen sollten. Nur langsam kamen wir vorwärts. Der angeblich nur 4 Werst lange Weg zur deutschen Brauerei, wo wir zu Abend essen sollten, erwies sich als bedeutend weiter, und schließlich wußte niemand mehr, wo wir eigentlich waren; trotz der fackeltragenden Führer hatten wir uns zwischen den Steppenhügeln gründlich verfahren. Die infolge eines reichlichen „Mittagsfrühstückes“ zunächst recht behagliche Stimmung wurde immer gedrückter und es wurde sogar recht ungemütlich, da man zwischen den öden Steppenhügeln nichts sah und die mannigfaltigen Petroleumleitungen, die wir andauernd kreuzten, den Aufenthalt in den Wagen recht ungemütlich und „unruhig“ machten. Der Gipfel wurde erreicht, als schließlich noch einer der Wagen im Stockpochfinstern umschlug und einer unserer älteren Reisegenossen schwere Quetschungen davontrug. Erst gegen Mitternacht erreichten wir unser Ziel, wo uns ein allerdings

opulentes Nachtmahl winkte, das besonders dadurch bemerkenswert war, daß es dabei nicht nur Sekt, sondern vor allem auch ein köstliches Bier vom Fasse gab, ein lang entbehrter Genuß, dem wir uns auch alle mit Inbrunst hingaben. Erst in spätester Nacht brachte uns ein kleiner Dampfer quer über die Bucht nach Baku zurück.

Am nächsten Morgen ging es in die Naphtharaffinerien der Gebr. Nobel in der sogen. „schwarzen Stadt“. Der Name ist antiquiert; er stammt aus der Zeit, in der man Naphta zu Heizzwecken in offenen Pfannen verbrannte, was einen mächtigen Ruß gab. Jetzt hat man Gebläse mit Naphta und Wasserdampf, die bei der Verbrennung so gut wie gar keinen Rauch geben. Das Raffinieren des Naphthas ist eine fraktionierte Destillation, bei der natürlich keine chemisch reinen Stoffe, sondern Mischungen der verschiedensten Stoffe gewonnen werden, die dann nach Bedarf weiterverarbeitet und getrennt werden können. Die flüchtigsten Stoffe sind die Benzinöle, von denen das Benzin das wichtigste ist, dann entweichen die Leuchtöle, das Petroleum schlechthin, dann die Solaröle; diese werden außer zu Leuchtzwecken auch zu anderen Dingen gebraucht, so zur Anfertigung von Brillantine, zum Polieren von Kaffeebohnen, ja man verriet uns auch, daß es rucklose Menschen gäbe, die Sardinien und andere Fische in dies an sich ja unschädliche, aber nicht den geringsten Nährwert besitzende Öl einlegten; jeder von uns mußte noch nachträglich an die massenhafte Welfischnahrung am Kluchorpasse denken und ein leises „Frösteln“ in der Magengegend bestiel uns. Schließlich werden noch Schmieröle gewonnen, die leichteren für sehr leichtlaufende Maschinen, die schwereren, die eine Erhitzung bis 300 Grad aushalten müssen, für Dampfmaschinen. Neben dieser Raffinerie, bei der das Naphta durch 35 bis 49 Kessel gehen muß, was ebensoviele Produkte ergibt, gibt es noch eine besondere, nur nach Bedarf arbeitende Leuchtölfabrik, bei der als Rückstand das als Heizmaterial so wichtige Masut übrig bleibt. Auch eine Schwefelsäurefabrik nach dem Kontaktverfahren wurde uns gezeigt. Leider ver-

bietet mir der Platz, hier auf Einzelheiten näher einzugehen. Bemerkenswert ist, daß man in den ganzen Fabrikanlagen nur sehr wenige Arbeiter sieht, da die Delfenerungen nur wenig Bedienung erfordern. Den Schluß bildete ein Frühstück im Kasino in der Nähe der reizend gelegenen „Villa Petrolea“ der Familie Nobel, eine kurze Fahrt auf dem Kaspischen Meer und ein Bad in den stark salzhaltigen Fluten.

Als wir am 13. September nachts von Baku abfuhrten, stand uns eine dreitägige Eisenbahnfahrt von über 1500 Kilometer bevor; aber wir konnten ihr ohne Bangen entgegensehen; blieben wir doch in unserer „Wohnung“, den in Tiflis bezogenen Eisenbahnwagen, die uns auch beim Aufenthalt in Baku zum Uebernachten zur Verfügung gestanden hatten.

Zunächst ging die Fahrt an den Gestaden des Kaspischen Meeres entlang, dessen Fluten sich schäumend an dem felsigen Gestade brachen; mich erinnerte die Szenerie entfernt an die Strecke Gerona-Perpignan im Osten der Pyrenäen, nur daß die Gestade des Mittelmeeres meist steiler abstürzen. Vorbei ging es an dem alten Derbent, mit seiner langen, doppelten Sassanidenmauer, wo wir gern einen halben Tag geweiht hätten, vorbei an Petrowsk, wo wir westlich in die weite Tiskaukasische Steppe abbogen, die wir fast ganz durchquerten.

Am nächsten Nachmittage hatten wir in dem Eisenbahnknotenpunkte Tichoréskaja vier Stunden Aufenthalt, die uns die erwünschte Gelegenheit gaben, eine echte südrussische Steppenstadt kennen zu lernen. Zwei sich rechtwinklich kreuzende, sehr breite und natürlich ungepflasterte Straßen durchziehen die aus niedrigen Holzhäusern erbaute Stadt, die, trotzdem die Häuser meist in ganz netten Baumgärten stehen, doch einen unsäglich öden Eindruck macht. Vom Mittelpunkt der Stadt hat man nach 3 Seiten hin einen unbeschränkten Ausblick in die weite, gleich einem unermesslichen Meere völlig eben daliegende Steppe, die im Glanze der untergehenden Sonne bläulich dunstig schimmerte. Wäre plötzlich am Horizont ein Dampfsschiff erschienen, ich hätte mich garnicht gewundert; so sehr machte das Ganze den

Eindruck einer weiten Wasserfläche. Aber das plötzliche Erscheinen eines Steppenfuhrwerkes, das in rasender Eile um die Ecke bog und mich beinahe umgerissen hätte, weckte mich aus meinen Träumereien.

Am Morgen des dritten Tages erreichten wir Sarépta, die südlichste der vielen deutschen Wolgakolonien, die alle vor etwa 150 Jahren auf Veranlassung von Katharina II. gegründet wurden. Ein Teil unserer Expedition machte hier Halt, und er hatte sicherlich den besseren Teil gewählt gegenüber den anderen, die einen ganzen Tag in dem langweiligen Jarizyn zubringen mußten.

Die wenigen Stunden, die wir in Sarépta verbringen durften, können wir mit zu den eindruckvollsten rechnen, die wir auf der ganzen Reise erlebt haben. Wir konnten nicht nur gründlichen deutschen Fleiß und seine segensreichen Folgen bewundern, sondern auch ein 150 Jahre altes Deutschtum, das sich noch völlig rein und unvermischt erhalten hat und noch gern rege Beziehungen zur alten Heimat unterhält. Schon am Bahnhof war der Empfang seitens der deutschen Kolonisten ein sehr herzlicher; Pastor Schmidt, Ortsvorsteher Bauer, Senffabrikant Glitsch und andere Herren brachten uns in ihren schnellen Wagen nach dem etwa eine halbe Meile entfernten Orte, der mit seinen gutgehaltenen, sauberen Straßen, seinen freundlichen, sehr wohnlich aussehenden Häusern, seinen sonntäglich geschmückten Einwohnern einen überaus gemüthlichen und heimatlichen Eindruck machte. Nach einem echt deutschen Kaffeebrühstück besichtigten wir die Senffabrik des Herrn Glitsch, die älteste und größte Rußlands. Der Sarépta-Senf wird in ganz Rußland sehr geschätzt, aber der daraus bereitete Mostrich ist außerordentlich scharf, ähnlich dem englischen, und dürfte wohl dem deutschen Baumen weniger zusagen. In der Fabrik wird übrigens nur das Senfpulver erzeugt. Die Senfkörner werden geschält und gemahlen, das Mehl zu Kuchen geformt und aus ihnen das Senföl ausgepreßt, der Rückstand pulverisirt und zur Bereitung von Mostrich verwandt. Die Schalen werden zur Hälfte mit Kleie vermengt und als

Viehfutter gebraucht, „ohne daß Fleisch oder Milch nach Mostrich schmeckt“, wie versichert wurde. Das Öl findet eine ähnliche Verwendung wie das Olivenöl. — Dicht bei der Stadt befindet sich eine kleine Kalmückenfiedlung; die Leuten, die einen ausgesprochen mongolischen Charakter zeigen und auf den ersten Anblick hin mit ihren Kappen fast wie Chinesen aussehen, waren schon weit gereist (z. B. nach Breslau und Berlin) und machten einen viel saubereren Eindruck, als man nach den Beschreibungen erwarten konnte; geradezu musterhaft war die Ordnung in ihren Jurten, kreisrunden Kuppelzelten aus gitterförmigen Gerüsten, die mit Fellen oder Decken überzogen waren, in der Mitte oben mit einer Abzugsöffnung für den Rauch des Herdfeuers. Im Winter allerdings, wo allerlei Haustiere, wie Hühner und Schweine, mit den Bewohnern den Raum der Hütte teilen, soll die Ordnung und besonders die Luft weniger gut sein. Auf den flinken Wagen ging es dann hinaus zu einer wider Erwarten sehr ergiebigen botanischen Exkursion in die Steppe und auf die Wolgawiesen, worauf dann im Kasino der Kolonie ein zwar spätes, aber um so reichlicheres Mittagessen folgte; abends führte uns der Zug nach herzlichem Abschiede von unseren lieben Landsleuten gen Jarizyn, wo wir um Mitternacht den Dampfer besteigen sollten. Ich habe diese Stadt nur bei Nacht gesehen und habe infolgedessen nur einen Eindruck von ihrem Straßenpflaster bekommen, das zum Teil eine verzweifelte Ähnlichkeit mit wüsten Steinhaufen hatte; die Bürgersteige boten die Gefahren einer Hochgebirgswanderung, da ich schließlich nach glücklicher Ueberwindung mehrerer ähnlicher Hindernisse mehrere Stufen herunterstürzte, die man in der vollkommenen Dunkelheit einfach nicht sehen konnte. Unsere von Haftpflichtgesetzen umzingelten Hausbesitzer würden überhaupt in einer russischen Stadt ihre helle Freude haben: Kellerhälse, die bis fast an den Fahrdamm reichen, meist ohne Schutzgitter und unbedeckt. In Borschom gab es sogar Gitter auf Kellerfensterschächten, deren Stäbe handbreite Zwischenräume zeigten, durch die selbst meine großen

Füße glatt hindurchgingen; an den Straßenecken oft tiefe Gräben, bald mit, bald ohne Ueberbrückung, wie besonders in Pjätigorsk, dazu oft eine elende Straßenbeleuchtung. Ganz so schlimm ist es übrigens in Jarizyn nicht; die Kellerlöcher sind wenigstens zugedeckt, dafür muß man sich aber im Dunkeln vor den vielen Steintreppen, besonders in den nach der Wolga hinabführenden Straßen sehr in acht nehmen.

Doch zu angenehmeren Bildern. Ein solches bot unser ganz neues Doppelschraubenmotorschiff „Borodinó“ der Gesellschaft „Kawkas und Merkur“ das uns mitten in der Nacht aufnahm. Der Unterbau ist eigentlich weiter nichts wie ein etwa 110 Meter langer und 12 Meter breiter Prahm von geringem (1,50 Meter) Tiefgang, auf dem aber in ebenso leichter, wie eleganter Bauart ein zweistöckiges Hotel gebaut ist. Im „Erdgeschoß“ liegen die großen Naphtamotoren, die Kabinen der III. Klasse und die mehr luftigen als komfortablen Pritschengestelle der IV. Klasse. Im oberen Stock liegen die Kabinen der I. und II. Klasse, die sich hauptsächlich durch ihren Preis unterscheiden, ferner die beiden Speisesäle, Rauchzimmer, Badezimmer usw. Um das Ganze herum läuft ein etwa 2 Meter breites, überdachtes Promenadendeck. Alles ist breit und weitläufig angelegt; die Korridore zwischen den Kabinen sind breiter, heller und luftiger als in vielen Hotels, auch in den Speisesälen ist reichlich Platz, ihre Einrichtung geschmackvoll und bequem. Nur ist eben alles sehr leicht gebaut, und wenn die Motore stark arbeiten, oder das Schiff gar über eine Sandbank hinweggleitet, geht ein eigentümliches Wackeln und Beben durch das Haus. Die Verpflegung ist recht gut, wenn auch die Vorliebe der Russen für Speisen mit viel Fett, Haut und Knochen nicht gerade nach meinem Geschmack ist. „Kaviarschwelger“ dürften enttäuscht sein; sie mögen lieber in Breslau oder Berlin zu Kempinski gehen, wo sie für den halben Preis eine bedeutend größere Portion, noch dazu mit Butter, bekommen. Schlaue Leute kaufen sich für 3 bis 4 Rubel ein Pfund am Lande, lassen sich die Büchse auf Eis legen, was

bereitwilligst getan wird, und sich zum Frühstück bereit stellen. Nebenbei das Eis! Es ist, wie ich mich überzeugt habe, in Mengen vorhanden, aber man legt z. B. Getränke grundsätzlich nicht darauf. Nitschewó; man kann Bier auch warm trinken. Die Schnelligkeit der Dampfer beträgt etwa 20 Kilometer in der Stunde.

Nun ist ja eine Fahrt auf der Wolga in ihrer Eintönigkeit mit einer Fahrt auf dem Rhein nicht zu vergleichen, aber sie besitzt ohne Zweifel ihre Reize, besonders, wenn man, wie wir, sieben Wochen lang ohne Ruh und Rast in der Welt herumgezogen ist. Abwechslung gibt es genug durch entgegenkommende Schiffe, darunter riesenhaft lange Petroleumfähne, durch Flöße von ganz gewaltigen Dimensionen (bis 300 Meter lang und 50 Meter breit), die von kleineren Dampfern geschleppt werden und oft den Fluß so versperren, daß man kaum glaubt vorbeikommen zu können, durch plötzlich auftauchende Sandbänke von oft weiter Ausdehnung, an denen unter sorgfältigem Peilen langsam vorübergefahren werden muß. Auch die Ufer besitzen ihre Reize; in das rechte Ufer arbeitet sich der Fluß im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr ein, was eine Folge der Wirkung der Umdrehung der Erde sein dürfte; oft sieht man ganze Waldstücke heruntergebrochen und die gestürzten Stämme liegen zum Teil im Wasser. Auf dem linken niedrigen Ufer werden die mitgeschleppten Sandmassen abgelagert und der Strand vorgebaut. Zahlreiche Wasservögel, darunter viele Kormorane, beleben den Fluß. An der großen Wolgaschleife bei Samára zwischen den Sjèrnyja- und den Sókolowja-Bergen begleiten prachtvolle Wälder von Eichen und Linden den Fluß, zwischen denen idyllisch einzelne Klöster und die geschmackvollen Landhäuser vornehmer Russen liegen. Vor Samára wurden wir durch eine höchst merkwürdige Naturerscheinung in Erstaunen gesetzt: die ganze malerisch am sanft aufsteigenden Flußufer gelegene Stadt und der Strom selbst waren in einen gelbgrauen Nebel gehüllt, über dessen Entstehung wir aber nur so lange im Zweifel blieben, als wir noch nicht darin

waren; der Nebel erwies sich nämlich als dicker Straßenstaub, wie ich ihn in solcher Menge und Dichtigkeit allerdings bis jetzt noch nirgends gesehen habe und der den Aufenthalt in dieser Stadt gerade nicht zum Vergnügen machte. Ueberhaupt konnten wir von den Wolgastädten, die übrigens an sich des Sehenswerten nicht besonders viel bieten, nur wenig sehen, da unser schnellfahrendes Schiff immer nur einen kurzen Aufenthalt hatte. Selbst nach der interessanten Tatarenstadt Kasán sollten wir nicht kommen, obgleich man drei Stunden Aufenthalt vorgesehen hatte. Wir mußten nämlich wegen des niederen Wasserstandes langsamer fahren und das sollte eingeholt werden durch Verkürzung des Aufenthaltes. Schon unterwegs waren wir mit mitleidigem Lächeln an einem Dampfer vorübergefahren, der elend auf den Sand aufgelaufen war und in seiner schiefen Lage, das Heck beinahe unter Wasser, einen traurigen Eindruck machte. Dicht hinter Kasán waren wir gerade dabei, nach dem Abendessen einen Teepunsch zu brauen, als im dichten Nebel mit kräftigem Ruck das Schiff fest saß; trotzdem es bald wieder loskam, zog es doch der Kapitän vor, die Nacht über liegen zu bleiben und erst am Morgen bei klarem Wetter weiter zu dampfen; dies kostete uns leider einen halben Tag, um den unser Aufenthalt in Nischni-Nówgorod verkürzt wurde. Von dieser Stadt, in der wir erst am Mittag des übernächsten Tages anlangten, macht man sich wohl im allgemeinen eine falsche Vorstellung. Sie liegt in idyllischer Lage am sanft abfallenden linken Ufer der Wolga, dort wo sie die Oka aufnimmt. Wenn man die steile Höhe des Kremls erstiegen hat, hat man eine entzückende Aussicht über die beiden mächtigen Flüsse mit ihren vielen Schiffen, über die auf dem anderen Ufer der Oka gelegene Jahrmarktsstadt und über die weite parkartige Wolgaebene. Noch reizvoller wird allerdings die Sache, wenn man, wie ich, das Glück hatte, dieses alles in Gesellschaft einer liebenswürdigen russischen Studentin zu besehen, die von einer botanischen Forschungsreise nach Turkestan zurückkehrte und mit uns zusammen das Wolgасhiff zur Rückreise benutzte hatte. Die berühmte

Messe, wo sich alle Völker des näheren und ferneren Ostens ein Stelldichein geben, war allerdings zum größten Teile vorüber; aber es gab noch genug zu sehen und vor allem zu kaufen, und in der prächtigen großen Bazarhalle, in der alle Schätze des Orients zum Ankauf locken, wurde von uns noch mancher Rubel ausgegeben. Doch auch dieser schöne Tag nahm ein Ende. Wir bestiegen nachts den Zug nach Moskau, wo wir am frühen Morgen anlangten, feierlich empfangen von der Schweizer Kolonie. Hier wurden wir in einem wirklichen Hotel untergebracht, nach so langem Aufenthalte in der „Wildnis“ eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit. Leider verbietet es mir der Raum, auf die festlichen Tage einzugehen, die wir nun erlebten, und all das Interessante zu schildern, das man uns in ausgiebigstem Maße sehen ließ. Erwähnt sei nur, daß uns in weitgehendster Weise die Besichtigung des Kremls gestattet wurde, daß wir eine Einladung in die neugegründete landwirtschaftliche Hochschule erhielten, ebenso wie uns auch die im Entstehen begriffene Frauenhochschule gezeigt wurde. Wir besichtigten ferner die riesige Ferreinsche Apotheke, wohl die größte, die es gibt, machten einen Ausflug nach den Sperlingsbergen, bewunderten die großartigen Einrichtungen des Jermakowschen Arbeitshauses und eines Nachtasyls und besuchten schließlich auch noch eine Anzahl Museen. Besonders von Interesse war mir aber ein abendlicher Besuch im Kruschöf, dem Klub für Wissenschaft, Kunst und Litteratur, wo ich zusammen mit einem Reisegefährten durch Professor Gaidukow eingeführt wurde und eine Reihe sehr interessanter Herren der russischen Gesellschaft kennen lernte. Da wir im übrigen sowohl am Mittag wie am Abend meist in der glänzendsten Weise bewirtet wurden, so bildeten die Tage in Moskau einen graden Gegensatz zu denen am Kluchorpasse, für die Gesundheit aber war das „Kaukasische Fasten“ zuträglicher gewesen, wie ich zu meinem Schaden erfahren mußte.

Eines aber möchte ich hier nicht unterlassen, noch einmal gebührend hervorzuheben: das außerordentlich liebenswürdige und tatkräftige Entgegen-

kommen der russischen Behörden, ohne das wir unsere Reise in diesem Umfange kaum ohne erhebliche Schwierigkeiten hätten durchführen können und das uns in gleicher Weise von allen Beamten, höheren wie niederen, dargebracht wurde. Von den berück- tigten Paßschwierigkeiten haben wir nichts bemerkt. Eine vorzügliche Ergänzung dieses Entgegenkommens bildete die fast sprichwörtliche Gastfreundschaft der Russen, die uns bald hier, bald da zuteil wurde. Noch bewundernswerter als das ist aber das Zu- sammenhalten der Schweizer im Auslande; wohin wir auch immer kamen, wenn Schweizer da waren, waren wir geborgen; sie waren uns Führer, Freunde und Begleiter, Helfer bei Einkäufen und die frei- gebigsten und liebenswürdigsten Gastfreunde, die ich je getroffen. Hierbei machte es kaum einen Unter- schied, ob sie es mit einem Volksgenossen oder einem Expeditionsmitglied anderer Nationalität zu tun hatten. Immer waren alle in gleicher Weise will- kommen.



19678

